



Hajduk aus dem XVII. Jahrhundert mit Bocskays Fahne.

Das Hajduckengebiet.

Ein besonders interessanter Theil des großen Alföld ist das Hajduckengebiet, das durch einige Nachbargemeinden arrondirt seit 1876 mit Debreczin als Hauptort das Hajducken-Comitat (Hajdu-megyé) bildet. Dieses Gebiet beträgt — die Gemarkung Debreczins mit 1.010 Quadrat-Kilometer abgerechnet — in runder Zahl 2.340 Quadrat-Kilometer, mit 125.000 Einwohnern.

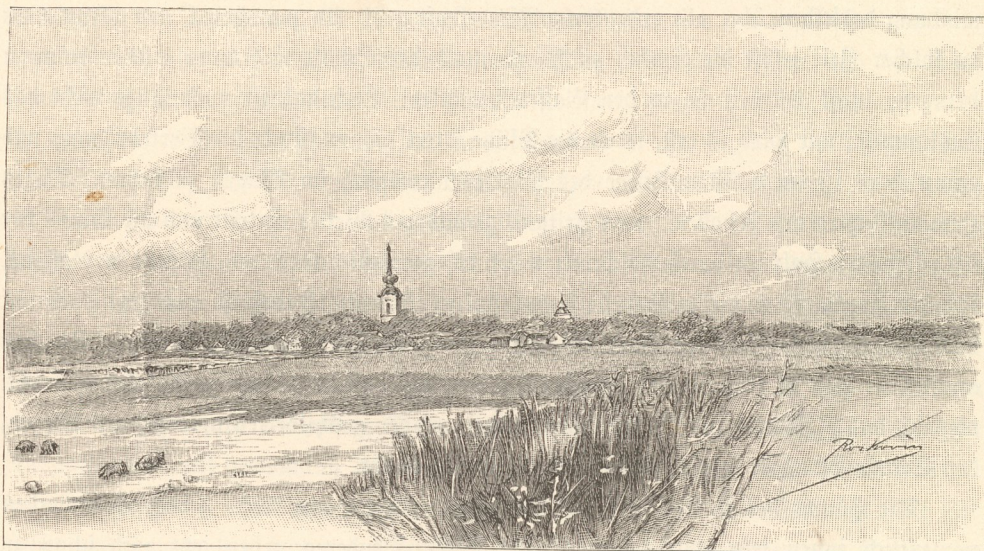
Das Hajducken-Comitat enthält zwanzig Gemeinden, darunter vier Städte mit geordnetem Magistrat, vierzehn Groß- und zwei Kleingemeinden. Die bemerkenswertheften unter diesen sind, schon ihrer geschichtlichen Vergangenheit wegen, die alten Hajduckenstädte: Böszörmény mit 20.000, Szoboszló und Kánás mit je 14.000, Hadház und Dorog mit je 8.000, Bámos-Pécs mit 3.000 Einwohnern. Aus diesen sechs Städten bestand der alte freie Hajducken-District

und sie bilden auch den Kern des heutigen Hajducken-Comitats. Bözörmény, einst der Hauptort des aufgehobenen Districts, ist eine Stadt von ausgedehntem Gebiet mit vielen ansehnlichen Gebäuden, unter denen die mächtige reformirte Kirche, sowie die durch das Compossessorat errichtete Schule, ferner das alte Districtshaus und die Sparcasse besonders hervorragen. Auch die Stadt Szoboszló hat ein sehr großes Gebiet; sie liegt an beiden Ufern des rohrbewachsenen, romantischen Rósi-Flusses, auf einer herrlichen, mit urzeitlichen Grabhügeln geschmückten Ebene, über welche der goldig blitzende Stern seines schönen schlanken Kirchturmes weit hinaus funkelt. In der Nähe dieses Thurmes ist auch noch eine Bastei der alten Hajducken-Citadelle erhalten, wo im Jahre 1660 dreihundert tapfere Einwohner dem zahlreichen Heere Achmed Seidi Paschas tollkühn bis aufs Äußerste widerstanden und schließlich in blutigem Kampfe bis auf den letzten Mann als Helden fielen. Szoboszló hat sich in neuerer Zeit sehr verschönert, so daß Einer, der es seit 20 bis 30 Jahren nicht gesehen, es kaum erkennen würde. Seine einst engen, krummen Gassen werden planmäßig von Jahr zu Jahr erweitert und gerader gezogen, die alten engen Häuschen aber verschwinden eins nach dem andern, um hübschen, geräumigen Gebäuden Platz zu machen. In erfreulicher Entwicklung begriffen sehen wir auch die Ortschaften Mánás und Hadház, mit auffallend schönen reformirten Kirchen, tüchtigen Schulen und öffentlichen Gebäuden, während Dorog besonders deshalb Erwähnung verdient, weil sich da die größte magyarisch sprechende griechisch-katholische Kirchengemeinde des Reiches befindet. Unter den aus anderen Comitaten hier angegliederten Gemeinden sind die bedeutenderen: Püspök-Ladány, als wichtiger Knotenpunkt des Eisenbahnverkehrs, mit fruchtbarer und sehr ausgedehnter Gemarkung, dann Tetétlen mit dem schön gelegenen Schlosse des Grafen Géza Zichy, wo Franz Liszt als Gast des kunstübenden Grafen in dem sogenannten „Liszt-Pavillon“ so oft und gerne gewilt und einige seiner werthvollsten Werke componirt hat. Erwähnenswerth sind noch: das durch seine Melonencultur berühmte Sámson, das betriebsame Szová, Mádudvar, Kaba mit seiner ansehnlichen Bienenzucht und Balmaž-Ujváros, wo neben 8.000 Magyaren auch 2.000 Deutsche leben, deren Vorfahren am Ende des vorigen Jahrhunderts aus Deutschland hier angesiedelt wurden und seitdem so feurige magyarische Patrioten geworden sind, als stammten sie sämmtlich von Attila selber ab, — dessen Holzpalaß übrigens, wie mehrfach behauptet wird, thatsächlich auf einer „Etel laka“ (Egel-Attilas Wohnsitz) genannten Puszta in der Ebene von Balmaž-Ujváros gestanden haben soll. Die Stadt besitzt zwei hübsche reformirte Kirchen, eine magyarische und eine deutsche.

Die Einwohner des Comitats sind hinsichtlich ihrer Nationalität, mit Ausnahme der eben erwähnten Deutschen von Balmaž-Ujváros, sämmtlich Magyaren und zum größten Theile Calvinisten; Griechisch-Katholische oder, wie sie sich nennen, Altgläubige gibt es

9.000, größtenteils in Dorog und Böszörmény wohnhaft. Römisch-Katholische begannen erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts sich anzusiedeln und ihre Zahl beträgt jetzt 11.000, die der Juden, welche übrigens jetzt völlig magyarisch geworden sind, etwa 5.500. Die einzelnen Confessionen leben in brüderlicher Eintracht und von Haß oder Unduldsamkeit ist unter ihnen keine Spur.

Die Bevölkerung ist über mittelgroß, von kräftigem Körperbau, weder braun noch blond, obgleich immerhin die braune Schattirung vorwiegt, wogegen Hellblond sich nur vereinzelt findet. Die Tracht unterscheidet sich kaum von der der übrigen Alföld-Magyarern; höchstens kann man sagen, daß die Kranichfeder am Hut und die Sporen an den Stiefeln



Szoboszló.

häufiger vorkommen, als wo immer sonst. Die Frauen bevorzugen für ihre Tracht einfarbige, dunklere Stoffe, mit Ausnahme der gegen die Theiß hin wohnenden und der deutschen Frauen von Ujváros, welche mehr für schreiende Farben eingenommen sind.

Die überwiegende Mehrheit des Volkes lebt vom Ackerbau. Handel und Gewerbe beschränken sich so ziemlich nur auf den Localbedarf, was übrigens nach Lage und Verhältnissen nicht anders sein kann. Hat doch der stolze Hajducke es bis in die allerjüngste Zeit herein seiner unwürdig erachtet, sich mit Industrie oder gar Handel abzugeben; nur Militärdienst, Ackerbau und Beamtenthum hielt er für passende Beschäftigungen. Auch die Hausindustrie ist kaum der Rede werth, selbst das früherhin fleißig geübte Spinnen und Weben haben die Frauen schon aufgegeben, seitdem wohlfeile Gewebe fertig zu haben sind; höchstens in Mánás und Böszörmény blüht ein beachtenswerther Zweig von Hausindustrie: die Strohhutflechterei.

Daß weder die Industrie, noch der Handel sich hier entwickeln konnten, daran tragen übrigens nicht nur die auf den Ackerbau hinweisenden Verhältnisse und die ererbte Abneigung des Hajdukenvolkes die Schuld; es liegt vielmehr auch daran, daß die Verkehrswege überaus schlecht und beschwerlich waren und zum Theil noch gegenwärtig sind. Zwar ist das Gebiet des Comitats schon nach verschiedenen Richtungen von Eisenbahnen durchschnitten, desto schlechter aber sind noch jetzt viele Vicinalstraßen, so daß oftmals, besonders im Herbst, Winter und Frühling, der Verkehr kaum aufrechtzuerhalten ist. Sobald jener harte schwarze Lehm vom Regen- oder Schneewasser durchtränkt worden, verwandelt er sich in einen so teigartig klebrigen, Alles festhaltenden Koth, daß die Überwindung desselben über alle erdenkliche Pferdekraft geht. An manchen Orten pflegt man zu solcher Zeit selbst die Kinder zu Pferde nach der Schule und dann wieder heim zu bringen, sonst würden sie in den Gassen versinken. Doch das ist noch lange nicht das Schlimmste; wie wird es erst, wenn die Pfüze friert! Dann stockt der Verkehr ganz und gar und es ist im vollsten Sinne des Wortes unmöglich im Wagen zu fahren. Dieses Hemmniß wird erst behoben, wenn zeitweilig milderer Wetter eintritt und die Gipfel der festgefrorenen Holpern durch Abschmelzen sich einigermaßen abrunden, so weit wenigstens, daß die Zugthiere mühselig über sie hinwegstolpern können. Indes ist man jetzt auch auf dem Gebiete des Hajduken-Comitats schon ganz energisch bestrebt, steinerne Straßen anzulegen, und es sind bereits Straßenzüge von ansehnlicher Länge praktikabel gemacht, obgleich das Zuführen der Steine von weither, auf den geschilderten unwegsamen Wegen, den Straßenbau hier sehr erschwert und kostspielig macht.

Die Häuser des Volkes sind aus Luftziegeln gebaut, mit Rohr gedeckt und werden namentlich innen sehr rein gehalten. Die Wohlhabenderen gehen jetzt auch schon zu Schindel- und Ziegelbächern über, doch ist das Rohr noch immer am beliebtesten, und zwar nicht nur wegen seiner Wohlfeilheit, sondern hauptsächlich weil das Hajdukenvolf den Hausboden auch als Speisekammer benützt und besonders Speck und Schweinefleisch dajelbst aufzubewahren liebt, diese aber sich unter einem Rohrdach am besten halten. Der Hof ist in der Regel sehr geräumig, in seiner Mitte steht oft ein Schöpfbrunnen, während weiterhin das Backhaus, die Schweineställe, die Kukuruzscheuer, die Heuschuber und Strohtristen sich an einander reihen. Das „Backhaus“ (sütó) ist ein kleineres Gebäude, dem Wohnhause gegenüber; da wird gekocht und gebacken, namentlich im Sommer. Die Höfe waren, selbst noch vor kurzer Zeit, mit dicken Düngerwällen oder Luftziegelmauern umgeben oder blieben wohl auch ganz uneingefriedet; von einem Hausgarten war keine Rede und auf den leeren Plätzen, welche dafür geeignet waren, wuchs nichts als ein Urwald von Schierling, üppigen Brennesseln und Malven. Jetzt trifft man kaum noch einen Düngerwall oder uneingezäunten Hof, die hübschen Bretter- und Lattenzäune mehren

sich von Jahr zu Jahr und der überflüssige Raum ist in Küchen- oder Kleegärten verwandelt. Das Haus des mäßig Begüterten besteht gewöhnlich aus drei Räumlichkeiten, nämlich zwei Stuben an den beiden Enden des Hauses und einer in der Mitte befindlichen Küche, deren Wände mit bunten Tellern, Töpfen, Näpfen, Löffeln und anderen Geräthen dieser Art in zierlicher Ordnung behangen sind. Die eine Stube wird in der Regel nicht benützt und öffnet sich selbst den Familienmitgliedern nur bei gewissen festlichen Anlässen, etwa wenn Honoratioren als Gäste einkehren oder ein Namenstag, eine Hochzeit, ein Schweineschlachten und dergleichen stattfindet. Es kann aber auch nicht Wunder nehmen, daß diese Stube meistens geschlossen ist, denn sie ist so recht die Schatzkammer der Hausfrau; da häuft sie die Schätze auf, die sie am eifersüchtigsten hütet und mit ängstlicher Vorliebe hegt, nämlich ihre mit feinstem Gänseflaum gefüllten strogenden Kissen und bauchigen Federbetten. Diese zu mehren, ist eine Haupt Sorge ihres ganzen Lebens, und erst wenn ihr aufgehäuftes Bettzeug schier bis an die Stubendecke reicht, beginnt sie sich wahrhaft glücklich zu fühlen. So hat es auch ihre Mutter gethan und ihre Großmutter; diese haben für sie die Flaumen gesammelt, und genau so sorgt sie nun für ihre Töchter. In derselben spiegelblank gehaltenen Stube befindet sich noch ein anderer wohlgehaltener Schatz, die Seife. In großen weißen Stücken ist sie auf dem Hauptbalken der Decke lang aufgereiht und etliche alte Bücher liegen friedlich dabei. Auch die Seife darf nie ausgehen, denn die Qualität und Quantität dieses Vorrathes gilt als Hauptkennzeichen und wahres Diplom einer guten Hausfrau. Die andere Stube ist der eigentliche Wohnraum der Familie. Ihre Ausstattung besteht gewöhnlich aus einigen hochgetürmten Betten, einer Lagerecke, einer bemalten Holzbank, einer langen trühenartigen Sitzlade, in der man Kleidungsstücke und Lebensmittel verwahrt, ferner aus Geschirrschrank und Tisch, drei oder vier Armstühlen und einer „Tulpenruhe“ (mit Tulpen bemalte Truhe), welche die wichtige Aufgabe hat, die feineren Kleidungsstücke aufzunehmen und überdies in ihrer Schublade Baargeld, Steuerbuch und unterschiedliche Documente zu bergen. Unter dem Bett erblickt man in der Regel eine weithalsige Kürbisflasche, welche sehr zweckmäßig als Eiermagazin dient. Auch ein Spiegel hängt an der Wand, mit einer Pfauen- oder Kranichfeder gekrönt. Ebenso wenig fehlt es an Bildern; meist sind es die Porträts der Herrscherfamilie und, je nach der Religion des Hausherrn, Reformatoren- oder Heiligenbilder, ferner gemalte Blumen, Hufaren und dergleichen. Der Estrich der Stube ist selten genug mit Brettern belegt, es ist der nackte Erdboden, nur mit dem Kolben gehörig gestampft und dann geglättet; die Reinheit desselben aber ist tadellos und mehrmals im Tage wird er mit Hilfe eines unten durchlöcherten Topfes hübsch in Ringelmustern mit Wasser bespritzt. Unvermeidlich ist auch der ungeheuerliche, heuschobereformige Ofen, durch die braunen Zigeunerhände des Ofenstreichers aus Lehm künstlerisch geformt. Dieser mächtige Bau, der beinahe ein Viertel der

Stube einnimmt, steht in einer der Ecken auf meterhoher Basis, von einer Ofenbank umgeben, die im Winter als Sitz- und Wärmegelegenheit dient.

Vor dem Hause befindet sich meist ein Hausgang, von zweiästigen Holzpfählern getragen und gleichfalls mit Reihen zierlicher irdener Gefäße behangen. In diesem Gange steht meist auch eine kleine, aus Lehm geformte Sitzbank, wo während der Arbeitspausen die Familienmitglieder oder Nachbarn Platz nehmen, um über das Wetter und andere harmlose Dinge zu plaudern.

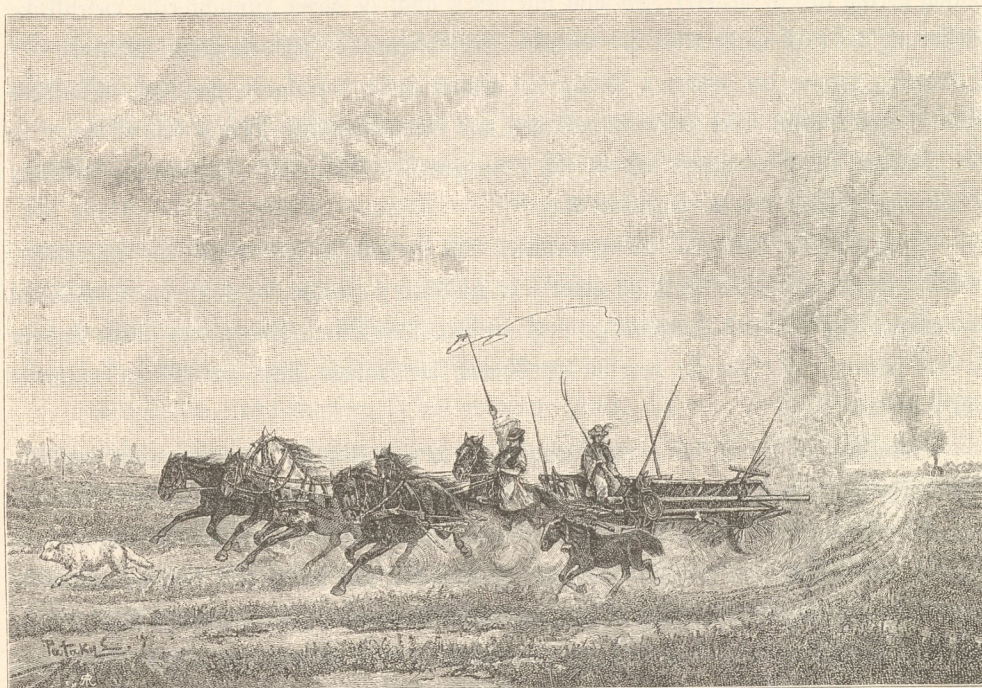
Das Volk des Hajduckenlandes nährt sich im Allgemeinen wohl. Seine Hauptnahrung besteht aus Weizen- oder Halbfruchtbrod, Schweinefleisch, verschiedenen Bauernmehlspeisen (lebbenes und andere), Kraut, Bohnen, Linsen, Nocken und Speck; in Dorog wird auch Sonnenblumen- und Kürbiskernöl verwendet. Wasser ist das gewöhnliche Getränk, doch gibt es auch selbstgefelternen sauren Wein, das Bier ist den Meisten so viel wie unbekannt. In den letzten zwei Jahrzehnten hat sich der Genuß des früher nur als Arznei benützten Brauntweins im Volke stark verbreitet und vielfach zeigen sich schon die schädlichen Folgen davon, doch hat sich der Consum dieses verderblichen Getränkes infolge des neuen Spiritusgesetzes wieder auffallend vermindert, während der früher verschmähte Kaffee sich immer mehr einbürgert.

Der Zustand des öffentlichen Unterrichts ist als vortrefflich zu bezeichnen, des Lesens und Schreibens Unkundige kommen nur in verhältnißmäßig geringer Anzahl vor. Auch diese nimmt übrigens stetig ab, in dem Maße als sich die Volksschulen mehren, die in manchen Gemeinden selbst den höchsten Anforderungen schon vollständig gewachsen sind. Außerdem gibt es in Böszörmény, Szoboszló, Nánás auch reformirte Mittelschulen, die noch in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bald nach der Ansiedlung der Hajducken entstanden sind, ein glänzender Beweis, daß die kriegerischen Hajducken trotz all ihrer Wildheit die Wissenschaft wohl zu schätzen wußten. Überhaupt hat das Hajduckenvolk einen starken Sinn für Cultur. Es liest gern und denkt über das Gelesene eifrig nach. Bis in die letzte Zeit boten ihm freilich Bibel, Kalender und „Historien“ den Hauptlesestoff, neuestens aber hat sich der Kreis seiner Lectüre sehr erweitert und das Lesen der Zeitungen namentlich verbreitet sich immer mehr.

Die Volksgebräuche sind im Allgemeinen denen der übrigen magyarischen Alföld-Bewohner ähnlich. Kindstaupe, Verlöbniß, Hochzeit u. s. w. gehen mit geringen Unterschieden in derselben Weise vor sich, wie sie bereits in dem betreffenden Theile dieses Werkes geschildert wurden; doch verlieren in neuerer Zeit auch diese Gebräuche immer mehr an urwüchsiger Farbe, sie verblässen und fallen theilweise sogar der Vergessenheit anheim.

Das Gebiet des Hajducken-Comitats ist durchaus flach, nur hier und da erscheint am Horizont ein uralter Tumulus oder Grabhügel. Die Bewässerung ist spärlich, nur eine

kleine Strecke wird von der todten Theiß berührt, seine eigenen sumpfigen Flüsse aber, so namentlich der Kösi, Hortobágy, Kadarcz, sowie seine kleineren und größeren seichten Tümpel von natronhaltigem Wasser versiegen in dürerer Zeit und nur ihre vielfach zerborstenen Bette nebst den an den Ufern dahinsiechenden Sumpfpflanzen verrathen, daß hier einst Wasser stand. Es gibt daher auch wenig Fische; Hechte, Karauschen, Weißfische und Grundeln kommen noch eher vor, die Krebse sind fast vollständig ausgestorben. Der Boden ist im Allgemeinen von der fruchtbarsten Art, an vielen Stellen tritt die



Auf das Feld fahrender Wagen.

fette schwarze, humusreiche Lehmschichte vier bis fünf Fuß dick auf. Bis in die neueste Zeit war es auch nicht gebräuchlich, diesen reichen Boden zu düngen, denn, wenngleich nur mit schlechten hölzernen Pflügen gerigt, gab er erstaunlich reiche Ernten. Jetzt aber ist schon eine gewisse Erschöpfung, besonders an Phosphorgehalt zu merken, was die Landwirthe zu einer rationelleren Culturmethode anspornt. Und in dieser Hinsicht haben die letzten Jahrzehnte einen bedeutenden Fortschritt gebracht. Die alten hölzernen Pflüge und ähnlichen primitiven Werkzeuge sind verschwunden und an ihre Stelle zweckmäßige Maschinen und Geräthschaften getreten. Auch wird der Dünger nicht mehr so stark als Feuerungstoff und noch viel weniger zum Bau von Zäunen verwendet, sondern erfreut sich, seitdem sein Werth erkannt worden, der vollsten Würdigung. Am Ostrand des Gebietes gibt es übrigens

auch magere Sandflächen und die in größeren oder kleineren Flecken überall vorkommende „blinde Soda“ (vak szik) ist beinahe ganz unfruchtbar. (Unter „Soda“, szik, ist hier wie im Folgenden stark mit Soda, das ist kohlensaurem Natron gemischter Lehm, Letten, zu verstehen.)

Die Hauptproducte sind Weizen und andere Ahrenfrüchte, ferner Mais, Raps, Hirse, Tabak. Wiesen gibt es sehr wenig, auch werden im Allgemeinen nicht viel Futtergewächse gebaut, weshalb die Viehzucht trotz der großen sodahaltigen Weiden verhältnißmäßig gering ist; in neuerer Zeit gibt sich indeß auch in dieser Hinsicht eine wesentliche Besserung kund, besonders in der Pferde-, Rindvieh- und Schweinezucht, während die Schafzucht wegen der niederen Wollpreise immer mehr zurückgeht. Geflügel, besonders Hühner und Gänse, wird zahlreich gezüchtet und eine ansehnliche Menge kommt davon in den Handel. Die Bienenzucht erfreut sich einer gewissen Blüte und namentlich genießt der Honig von Kaba einen vorzüglichen Ruf.

Die größten Nachteile dieses Gebietes sind die häufige Dürre und die Spätfröste, welche besonders die Obstzucht zu einer sehr unsicheren machen, obgleich die Obstbäume mit großer Vorliebe und Sorgfalt gepflegt werden. Das Klima springt aus einem Extrem in das andere; im Sommer herrscht gewöhnlich afrikanische Hitze, im Winter mitunter sibirische Kälte.

Wald ist im Verhältniß wenig vorhanden, ja eigentlich mit Ausnahme der nordöstlichen Theile gar nicht; auf den ungeheuren, 50.000 bis 60.000 Joch großen Buszten von Hortobágy und Ungyhaláza sieht man sogar einzelne Bäume erst seit kurzem, seitdem nämlich zum Schutze der draußen weidenden Herden hier und da kleinere Baumgruppen als Windfang gepflanzt wurden. Es ist übrigens eigenthümlich, daß das dortige Volk bis in neuere Zeit eine große Antipathie gegen alle Bäume hatte und, wenn es auch in den Weingärten ganze Obstpflanzungen anlegte, dennoch anderswo keinen Baum duldete. Die freie Aussicht sollte nicht unnöthig gestört, die majestätische Eintönigkeit nicht unterbrochen werden! Jetzt hat sich auch das geändert und man sieht besonders Akazienbäume genug nicht nur in Höfen, auf Friedhöfen, um die Tanyas her, sondern auch längs den Straßen gepflanzt.

Einen Weingarten hat jede Gemeinde; freilich könnten diese mit ebenso vielem Recht Obstgärten heißen, insoferne darin die breitästigen Obstbäume einander berühren, was natürlich die Folge hat, daß im Schatten der denkbar sauerste Wein wächst, dem Sprichwort nach so sauer, daß sich davon sogar das Messer in der Tasche öffnet.

Der Landbesitz vertheilt sich auf 20.200 Besitzer. Meistens, in 10.000 Fällen, beträgt er weniger als 5 Joch; 9.000 Grundstücke gibt es von 5 bis 50 Joch, 800 von 50 bis 100, 260 über 100, aber nur wenige über 1.000. Der Werth der Äcker von besserer Qualität

beträgt 150 bis 200 Gulden das Katastraljoch, während der Preis der sandigen und sehr sodareichen Flächen zwischen 10 und 80 Gulden schwankt. Bei den letzteren ist auch der Pacht ein entsprechend geringer, während für die Äcker guter Qualität 13 bis 18 Gulden bezahlt werden. Die Commassirung ist in mehreren Gemeinden noch nicht durchgeführt, welcher Umstand die zweckmäßige Bewirthschaftung ungemein erschwert. In nicht wenigen Fällen ist der Besitz eines Eigenthümers in zehu verschiedenen Stücken verstreut, die ein bis zwei Meilen von einander entfernt liegen. Wo die Güter commassirt sind, stehen die Tanyas dicht und dann wohnen auch die meisten Landwirthe den Sommer über draußen. An Menschenhand ist kein Mangel, nur ist der Arbeitslohn im Vergleich mit anderen Gegenden hoch.

Charakteristisch für diese Gegenden ist die „Soda“ (szik), die auch mitten im besten Ackerland in größeren oder kleineren weißlichen Flecken vorkommt, an manchen Orten aber sehr große Striche ausmacht, wo dann der Boden, wegen seines großen Gehaltes an kohlen-saurem Natron, entweder ganz kahl ist oder nur wenige dickblättrige Salzpflanzen hervor-bringt und, auch wo er mit dem fruchtbaren Boden besser gemischt ist, gut zu Anderem als zu Weidezwecken taugt. Solche Einöden, den mittelasiatischen Steppen vergleichbar, sind z. B. die von Angyalháza, Hortobágy, Kornyhó.

Auf diesen Soda-Buszten ist nur so lange Leben, als die Regenzeit dauert; sobald der gewohnte Gast, die Sommerhitze, auf den Fittigen heißer Winde eintrifft, verändert sich Alles mit einem Schlag. Der Rasen wird roth und dorrt ab, das Wasser der Tümpel versiegt, die Wasserkolbe senkt ihr Haupt, die schwertblättrigen Binsen vergilben, die dolch-artigen Blätter des Schilfes („Froschdolches“) verdorren, sowie Segge, Rietgras, Wasser-lilie; unter traurigen Rufen ziehen die Scharen der Wasservögel nach einander davon, die abgemagerten Herden werden hinweggetrieben, es verstummt der frohe Klang der Hirten-pfeife und die Hirtenfeuer verlöschen. Jedes lebende Wesen zieht hinweg, nichts bleibt zurück als die tiefe Stille. Man könnte sagen, die Buszta sei gestorben. Die weißen Sodastreifen, die silberfarbigen länglichen Bette der versiegten Tümpel gleichen nun den weißschimmernden Rippen eines riesigen Skelets, über welche die Fata Morgana ein durchsichtiges Todtenlaken breitet. Wie ein Gespenst tritt dann zuweilen vereinzelt ein Wirbelwind auf. Er rafft den Sodastaub empor und schlingt ihn um sich wie ein weißes Leintuch, unter geheimnißvollem Rauschen huscht er an die trockenen Rinnsale heran, knistert leise durch die dürrn Stengel und irrt dann über die stumme Ebene hin, bis er wieder in Nichts verweht an einem Grabhügel aus grauer Urzeit, der düster auf seine stille Gefährtin, die Buszta, niederschaut.

Wie ändert sich aber das Alles nach einem tüchtigen Platzregen, wenn die trockenen Wassermulden sich plötzlich mit trüber Flut füllen und das versengte Brachgefild wie

unter einem Zauberschlage sich mit Grün bedeckt. Mit lautem Geschrei sind auf einmal Tausende von Wildgänsen zur Stelle, Schwarm auf Schwarm rückt der hellstimmige Goyser heran, und die zahllosen großen und kleinen Windpfeifer, die unübersehbaren Scharen der Wildenten, von der großköpfigen, giftig schnatternden Stockente herab bis zur kleinen, beweglichen, piepsenden Krickente, und stoßen unter fröhlichem Lärmen in das Gewässer der Tümpel nieder, die wiederum aus dem neubelebten Röhricht hervorblicken. Die Puszta ist auferstanden! — Nun geht es an ein Geplätscher, Geschnatter, Gegacker,



Hajduktischer Großbauer.

Gepfeife und Gepiepe, gewaltig beherrscht durch das weithinhallende Gebrüll der im Schilf niedergeduckten Rohrdommel und übertönt von dem scharfen „Buwik“-Ruf des unruhigen Kiebitzes, der in übersprudelnder Laune Purzelbäume durch die blaue Luft macht. Auch die spitzegeflügelte Möve kommt raschen Fluges herbei, ihr silberglänzendes Gefieder blinkt da und dort hell auf im klaren Tageslicht; unter heftigem Geschrei flügelt sie über den gekräuselten Wassern umher. Ein wahres Vögelparadies! Bedauerlich ist dabei nur, daß auch der Puszten-Adler, der grausame Räuber, um diese Zeit ganz gut weiß, wo er seine Beute zu suchen hat. Auch er findet sich pünktlich ein und hascht da einen in ernstes Nachdenken versunkenen grünköpfigen Entenich weg, dort einen sanft eingenickten Goyser, wodurch die gemüthliche

Unterhaltung etwas gestört wird. Indes, der beklagenswerthe Fall des braven Entenichs oder Goyfers ist bald wieder vergessen und der hinterlistige Adler hat vielleicht noch nicht einmal Zeit gehabt, sich mit seiner Beute auf einem Hügel niederzulassen, so ist die fröhliche Stimmung schon wieder hergestellt; höchstens beweint noch ein Kiebitz oder eine Möve mit klagender Stimme das tragische Ende des verlorenen Kameraden. — Auch die Herden kehren zurück; wieder hört man das zornige Brüllen düster blickender Stiere, das weithin schmetternde scharfe Wiehern schlanker Hengste, das sanftmüthige Blöcken frommer Schafherden. Wiederum erklingt die melancholische Hirtenpfeife, die Hirtenfeuer flammen von neuem auf und glänzen um die Wette mit dem Abendstern. Größeres Wildpret verirrt sich selten in die Gegend, doch hält sich hier außer dem erwähnten Sumpfgesflügel und

einem ziemlich reichen Hasenbestand auch der träge, schwerbeleibte Trappe gerne auf und nicht minder der außerordentlich vorsichtige, menschen scheue, herrliche Kranich, zur besonderen Freude der berühmten Kranichjäger des Hajduckenlandes, welche diesem edlen Thiere mit großer Ausdauer und Geschicklichkeit nachstellen.

Es gibt kaum eine Art von Jagd, die mit so viel Mühe und Vorsicht betrieben werden müßte, aber auch so interessant ist, als die Kranichjagd. Der schöne Vogel ist außerordentlich scheu und behutsam; bestimmt erkennt er den Jäger und fliegt um so viel weiter, daß er ihn noch im Auge behält; einem Graben, Heuschober oder anderen Gegenstand, durch den gedeckt der Jäger ihn anschleichen könnte, fliegt er niemals nahe, sondern sucht sich stets einen Platz, wo er nicht überrascht werden kann. Aber selbst da wiegt er sich noch nicht in Sicherheit, sondern, wenn auch der Schwarm sich bereits niedergelassen und zu weiden begonnen hat, ist doch immer mindestens ein Wächter aufgestellt, der nicht weidet, sondern seinen Hals so lang als möglich reckt und aufpaßt, um auf das geringste verdächtige Zeichen mit scharfem Ruf die Kameraden aufzustören, worauf sich die ganze Schar im nämlichen Augenblick empor schwingt und wenige Minuten später nur noch ihren schrillen Ruf aus den Wolken herabsendet. Darum ist es eine

große Seltenheit, bei Tage einen Kranich zu schießen; das muß Nachts geschehen. Für die Kranichjagd pflegen sich fünf bis sechs geübte Schützen zusammenzustellen, sie laden ihre Gewehre mit doppeltem Pulver und Schrot und ziehen schon früh am Nachmittag auf eine Puszta hinaus, wo sie glauben, daß die Kraniche zum Schlafen einkehren. Sie ducken irgendwo unter und warten still ab, ob nicht nach irgend einer Richtung hin der Schrei des Kranichs erschallt. Oft können sie wochenlang so umherschleichen, ehe sie auch nur die Stimme des seltenen Vogels vernehmen. Endlich, an einem Glücksabend, da die dunkelrothe Scheibe der Sonne sich bereits anschiebt unter den Horizont zu tauchen, schallt es hoch aus der Luft herab: „Kru, Kru!“ Bald wird der Kranichzug selbst sichtbar, wie er sich in herrlicher Keilform dem dämmerigen Dunst des Abendhimmels entwindet und die



Hajduckischer Kleinbauer.

ganze Kette von 10, 20, 30, 40 und mehr Vögeln sich fachte, behutsam niedersenkt. Auf eine gewisse Höhe herabgelangt, löst sich der Keil auf und der Schwarm zerstreut sich in weiten Kreisflügen, um die Gegend zwei- oder dreimal zu durchmustern, ob sie nichts Verdächtiges enthalte. Es dauert lange, bis sie sich beruhigt haben; nun ahnen sie keine Gefahr und fliegen in stets kleineren Kreisen immer näher an jene kleine, seichte Sodatümpel, in welchem die Nacht zu verbringen sie unter vielem Rufen und Schreien beschlossen haben. Sobald sie sich in den Tümpel niedergelassen und ihr gewohntes Spiel begonnen haben, — sie pflegen bei dieser Gelegenheit Steinchen und Erdflohchen in die Luft zu werfen und damit eine zeitlang Ball zu spielen, — da nähern sich auch die niedergeduckten Jäger und beginnen auf allen Vieren gegen den Wind zu kriechen, damit nicht dieser den Kranichen irgend ein Geräusch oder die Witterung zutrage. Sobald es ihnen gelungen, an eine günstige Stelle vorzukriechen, machen sie daselbst Halt und bleiben liegen, geduldig lassen sie den wüthenden Ansturm der Stechmückenschwärme über sich ergehen, bis es endlich ganz Abend wird und die Sterne erscheinen. Jetzt setzen sie sich abermals in Bewegung, indem sie sich genau den Stern merken, in dessen Richtung die Kraniche sich niedergelassen haben; auf diesen Punkt los wird nun weitergekrochen, noch vorsichtiger als zuvor, bis man in Schußweite gelangt. Ist die Nacht schön und klar, so daß der Kranichschwarm aus dem lustigen Grau hervordunkelt, dann wird sofort geschossen und die Jagd ist zu Ende; ist es aber ganz dunkel und sieht man bloß den Spiegel des Tümpels aufblincken, dann wird Halt gemacht und in tiefster Stille so lange auf dem Bauche gelegen, bis der Tag zu grauen beginnt und aus dem Halbschatten der Dämmerung der dunkle Umriß des Kranichschwarmes sich entwickelt. Nun berührt der Anführer der Jäger, der gewöhnlich in der Mitte liegt, ohne ein Wort zu sagen, mit den Ellbogen die neben ihm Liegenden und diese wieder ihre Nachbarn, worauf alle in tiefster Stille sich auf die Ellbogen erheben und mit den schon vorher gespannten Gewehren die Kranichgruppe aufs Korn nehmen. Der entscheidende Augenblick ist da, und sobald der Anführer glaubt, daß seine Genossen bereit sind, ruft er laut: „Na!“ Auf dieses Wort beginnt die Kranichschar sich zu lösen, aber schon knallen auch die stark geladenen Gewehre los und schmettern die herrlichen Vögel über den Haufen. Manchmal verursacht ein solches Pelotonfeuer ein förmliches Blutbad, und es ist schon vorgekommen, daß aus einem Kranichschwarm von 17 Stück kein einziges sich rettete. Der Kranich pflegt in dreierlei Gruppen zu schlafen, nämlich: entweder der ganze Schwarm in einer einzigen dichten Gruppe oder in zwei bis drei kleinere Gruppen vertheilt oder endlich einzeln in einer Reihe stehend; immer aber wacht einer und der andere, und während die Masse, den Kopf unter den Flügel gesteckt, unter eigenthümlichem Schnarchen und Schnaufen schläft, stehen diese Wächter mit hochgehaltenem Halse eifrig laufend da, um auf das geringste verdächtige Geräusch ihre Genossen mit

schrillen Ruf zu wecken, die einen Augenblick nachher sich schon sämmtlich auf ihren Fittigen wiegen. Reiche Beute wird nur dann gemacht, wenn die Kraniche in einer Masse beisammen sind, während in den beiden anderen Fällen der Erfolg weit unsicherer ist. In der Morgendämmerung gibt es gewöhnlich auch noch ein Nachspiel der Jagd. Die nur flügelahmen und so auseinander gelaufenen Vögel werden erst nachher eingefangen, was schwer genug fällt, da der verwundete Kranich nicht nur ein sehr rascher Läufer ist, sondern sich im Nothfall auch tapfer vertheidigt, ja mit seinem starken Schnabel den Angreifer empfindlich zu verwunden im Stande ist; schießen aber will der Kranichjäger nun nicht mehr, um das Gefieder nicht zu beschädigen. Denn der Kranich wird keineswegs nur zum Sport, sondern um seiner Brunkfedern willen gejagt; die Kranichfeder, die ein Bursche im Hajduckenland nun einmal haben muß, ist ein sehr begehrter Artikel und 5 bis 10, ja 20 Gulden werth.

Historische Denkmäler kommen, außer den erwähnten Erdhügeln („Halom“ und „Laponyag“ genannt), im Hajducken-Comitat fast gar nicht vor¹. Hier und da eine Ruine oder kaum mehr erkennbare Erdburg, das ist Alles, was der Zeiten Sturm übrig gelassen. Es ist auch kein Wunder, wenn hier keine bedeutenderen Kunstdenkmäler entstehen oder sich erhalten konnten, denn dieses offene Gebiet war fortwährend den verheerenden Einfällen aller möglichen Feinde ausgesetzt. Petschenegen, Rumanen, Türken, Tataren, Kuzugen, Labanzen durchschweiften

es oft in freibeuterischen Scharen, ohne Anderes hinter sich zu lassen als zerstörte Dörfer, deren Standort noch jetzt hier und da zwischen den Äckern, in der Tiefe der Buszten zu erkennen ist. Ab und zu sieht man noch einen bemoosten stumpfen Thurm in der Gemarkung eines verödeten Dorfes trauern oder einen aus Steingekrümel und Menschenknochen



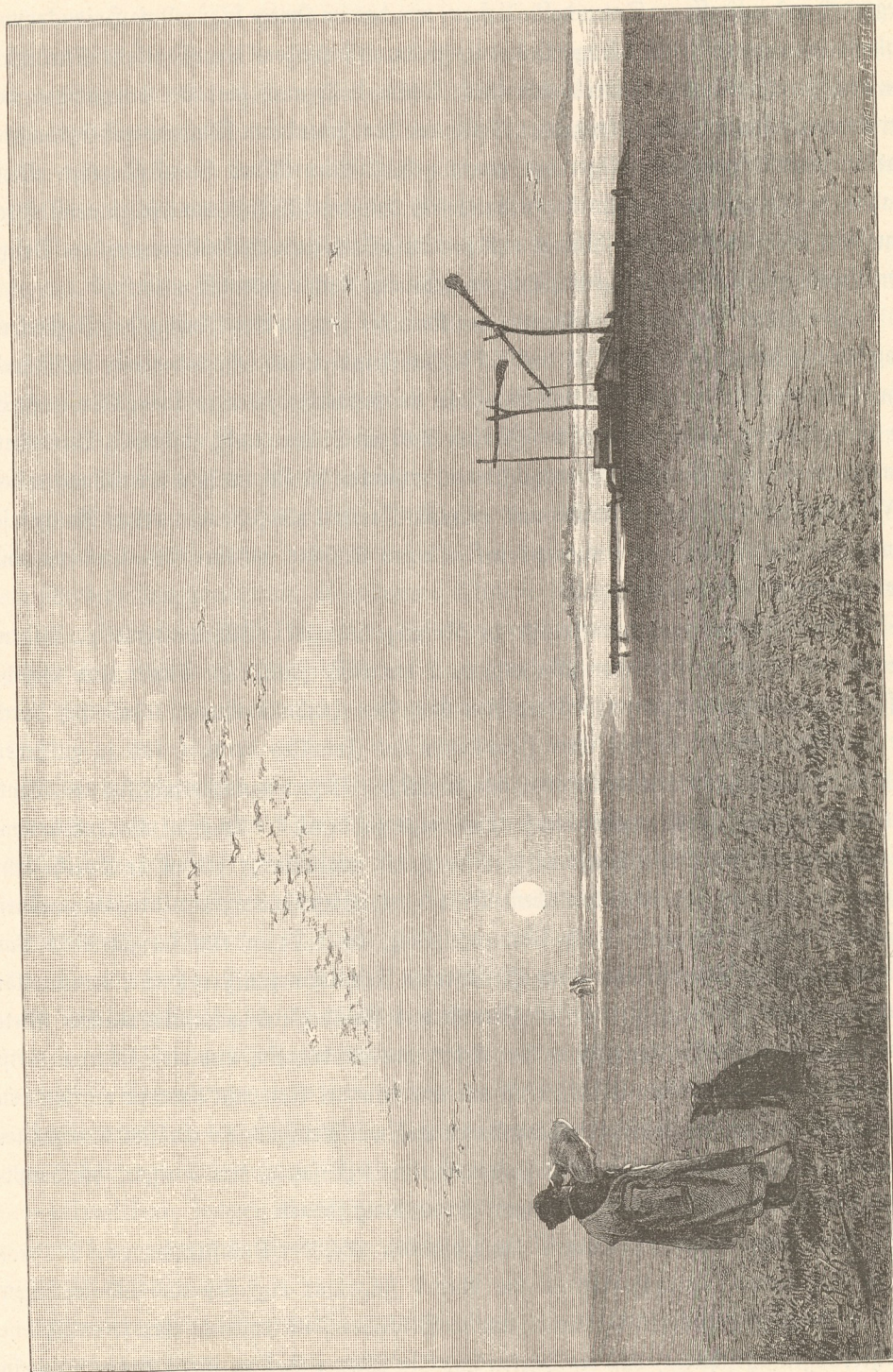
Anghalházaer Kinderhirt.

¹ Die „Laponyags“ sind meist Tumuli, die „Haloms“ seltener, doch scheinen beide oft nur zu Opfer- oder Vertheidigungszwecken errichtet zu sein.

gemischten Hügel, der eine Kirche oder ein Schloß gewesen sein mag. Von vielen Dörfern ist nicht einmal so viel übrig geblieben; der bloße Name ist Alles, wie in alten Schriften sich verzeichnet findet. Darum gibt es auch in diesem weiten Bezirke Alles in Allem nur zwanzig Städte und Dörfer. Und doch mußten der gute Boden, die ausgedehnten Weideplätze, der einst reiche Wildbestand und der vor der Theißregulirung vorhandene ungeheure Fischreichthum von den ältesten Zeiten an eine mächtige Anziehungskraft für die Bevölkerung gehabt haben. Es beweisen dies die Funde aus den zahlreichen Ansiedlungen der jüngeren Steinzeit, sowie die Reste der Bronzeperiode. Auch Münzen der Römerzeit finden sich mitunter, ein Beweis, daß die Gegend auch dazumal bewohnt war und die angefessenen Barbaren in Handelsbeziehungen zu den benachbarten Provinzen standen. Sehr dicht und wohlhabend mag die Bevölkerung in der Árpádenzeit gewesen sein, denn Münzen aus dieser Zeit, nicht selten sogar Goldmünzen, werden durch den Pflug noch jetzt oft und an sehr vielen Stellen an den Tag gefördert.

Die interessantesten unter den erhaltenen historischen Denkmälern sind die Erdhügel (siehe oben), deren Zahl sich auf mehr als zweihundert beläuft. Ihr Ursprung verliert sich im Dunkel der Urzeit. Wissenschaftlich untersucht sind sie noch nicht, unzweifelhaft scheint nur, daß sie gleich den sogenannten „Eszörszgräben“ (von denen schon die Rede war) Bauten irgend eines unbekanntes Urvolkes sind, welche dann auch von späteren Eroberern als Bestattungsort und zu religiösen oder militärischen Zwecken benützt wurden. Jetzt aber sind ihre luftigen, mit wilden Blumen bedeckten Kuppen sehr geeignet, dem Sohn einer späteren Zeit als Standplatz zu dienen, von dem aus er über die majestätische endlose Ebene hinblicken kann und sich verträumen in längstvergangenen Zeiten und einer fernen Zukunft . . . Sie liegen sämmtlich am Wasser, obgleich am Fuße von vielen nur noch eine sodahaltige trockene Vertiefung zeigt, daß auch da einst Wasser gestanden oder geflossen. In der Regel haben sie eine schöne Kegelform bei 6 bis 7 Meter Höhe, an der Basis einen Durchmesser von 40 bis 60 Meter und 7.000 bis 11.000 Cubikmeter Erdinhalt. Die „Laponyags“ sind weit niedriger und in ihrem Innern hat man in mehreren Fällen einen aus Lehm fest gestampften Herd und auf diesem verbrannte Knochen, Asche, Bruchstücke von groben Gefäßen und barbarische Schmucksachen gefunden.

Selbst aus der Epoche der Hajducken sind nicht viele historische Denkmäler erhalten. Ihre aus Erde und Holz errichteten Befestigungen sind vernichtet, die mit Schießscharten versehenen Ziegelmauern und Ringwälle, mit denen sie ihre Kirchen umgaben, sind in neuerer Zeit meist gleichfalls zerstört worden, in den Archiven der Städte jedoch werden einige interessante Denkmäler aufbewahrt: die Bocskay'schen Schenkungsbriefe, andere Privilegienurkunden, die schmuckreichen Zuschriften der türkischen Paschas und die alten, in schönem Ungarisch abgefaßten Protokolle, welche kurz nach der Ansiedlung der Hajducken



Angpallhäger Pussta.

beginnen und interessante Daten dafür liefern, wie das im Kriege so zügellose Hajdukenvolk daheim im eigenen Neste strenge Ordnung hielt und besonders die öffentliche Sittlichkeit musterhaft schützte. Ein bemerkenswerthes Denkmal ist auch die alte Kriegsfahne der berittenen Hajduken, aus dicker grüner Seide, mit dem besonderen Wappen von Szoboszló, das in Goldstickerei einen Tiger mit einem geharnischten Ritter kämpfend zeigt. Diese Fahne, welche „Bocskay-Fahne“ genannt wird, befindet sich fast unverfehrt nebst ihrer stark mit Eisen beschlagenen Stange und zierlich geflochtenem Halte-Riemwerk im Besitze von Szoboszló, wo sie mit vieler Pietät im geheimen Archiv bewahrt wird.

Die Hajduken, deren Nachkommen den Kern der jetzigen Bevölkerung des Hajduken-Comitats bilden, spielten im XVI. und XVII. Jahrhundert eine sehr bedeutende Rolle und schrieben ihre Namen mit Blut und Brand in die Geschichte jener Zeit ein. Und obgleich sie sich unter den rauhen Kriegerern der Zeit der blutigen Stürme nicht nur durch Tapferkeit, sondern auch durch Grausamkeit auszeichneten, erwarben sie sich doch in den Kämpfen des XVII. Jahrhunderts um politische und religiöse Freiheit als Factoren ersten Ranges so große Verdienste, daß man um dieser willen einen Schleier auf ihre Grausamkeiten und Verheerungen breiten darf.

Hajdukencharen begannen sich zu Anfang des XVI. Jahrhunderts zu bilden, wenigstens erscheint ihr Name zum erstenmal um diese Zeit. In Sturm und Gefahr gestählte, verwegene Männer bildeten den Kern des Hajdukenenthums, indem sie, durch die Verheerungen des Krieges ihrer Heimstätten und Familien beraubt, sich zu größeren und kleineren Trupps vereinigten und, der friedlichen Beschäftigungen gänzlich entwöhnt, mit Waffengewalt zurückzugewinnen strebten, was sie durch die Waffen verloren hatten. Die Entstehung des Hajdukenenthums war durch die unglückselige stürmische Epoche sehr begünstigt, und da alle möglichen abenteuerlustigen, unfriedsamen Elemente sich zu ihnen gesellten, wuchs ihre Zahl bald sehr ansehnlich, sie bildeten von da an nicht nur kleinere Scharen, sondern unter ihren Hauptleuten förmlich organisirte Heere, deren wilde Tapferkeit und Zügellosigkeit sie bei Freund und Feind gleich gefürchtet machte. Viele von ihnen traten zeitweilig auch in die Armee des Landes ein, und diese bildeten meist die Fußtruppe, der größere Theil jedoch erkannte keinerlei Autorität dauernd an, sondern gehorchte höchstens seinen eigenen Hauptleuten und war gleichsam ein mobiler bewaffneter Staat im Staate. Diese hießen freie Hajduken, im Gegensatz zu den vorigen, die hauptsächlich als Besatzung der Grenzfestungen Verwendung fanden.

Eine größere Rolle begannen die Hajduken nach der Katastrophe von Mohács zu spielen, indem sie größtentheils die Partei Zápolyas ergriffen und als wichtiger militärischer Factor in Anschlag kamen, um die Mitte des Jahrhunderts aber so entsetzliche Verheerungen anrichteten, daß die Türken und der Wiener Hof zu ihrer Ausrottung ein

Übereinkommen trafen. Es gelang indeß nicht sie zu händigen, und um die strengen Gesetze, welche unaufhörlich gegen sie geschaffen wurden, kümmerten sie sich nicht im geringsten, sondern mordeten und sengten rastlos weiter. Nach Art der Condottieri-Scharen suchten sie mit aller Welt Handel und an allen Orten Beute; gleichzeitig sehen wir sie unter den verschiedensten Fahnen, im In- und Ausland, oft sogar gegen einander kämpfen oder ganz selbständig auf eigene Rechnung und Gefahr Krieg führen und plündern.

Einen großen und denkwürdigen Wendepunkt in der Geschichte dieser wilden Krieger bildet das Auftreten Bocskays. Jetzt scharten sie sich unter der Fahne der nationalen und religiösen Freiheit, verdichteten sich zu einer einheitlichen bewaffneten Körperschaft und blieben von da an standhaft dieser Fahne getreu; sie wurden die mächtige Stütze derselben und ihre Thaten sind fortan durch unerschütterliche Anhänglichkeit an diese Idee charakterisirt, deutlich genug, um diese selbst aus dem Wirrwarr ihrer Zügellosigkeiten und immer wieder erneuten Ausschreitungen hervorglänzen zu lassen.

Bocskay war zu Anfang seiner Erhebung vor Allem bemüht, die Hajducken zu gewinnen, da er wohl wußte, daß das Schicksal der Bewegung davon abhing, auf welche Seite sich diese kriegsgewohnten, abgehärteten Streiter schlagen würden. Auch gelang es ihm leicht, die in der Nähe lagernden Scharen der Hajducken zu gewinnen, und diese ergriffen unter ihren schrecklichen Führern Lippai und Nemethi mit Leib und Seele die Partei Bocskays, der als Magyare und Reformirter ohnehin eine Anziehungskraft für sie hatte.

Und diese Parteinahme entschied in der That das Schicksal des Krieges. Als nämlich General Pecz mit einem auserlesenen Heere, welches unter Anderem die Blüte der steirischen Ritterschaft und 1.500 geharnischte Reiter aus Schlesien enthielt, zur Unterdrückung Bocskays heraneilte, griffen die Hajducken dasselbe bei Almosd an und vernichteten es in furchtbar blutiger Schlacht vollständig; als hierauf in Folge dieser Schreckensnachricht Belgiojoso mit seinem Heere von über 10.000 Mann den Rückzug antrat, holten sie ihn ein und megelten an der Theiß einen großen Theil seiner raizischen Truppen nieder. Nun schlug die Flamme des Aufstandes mit nicht mehr zu löschender Macht empor; die in Südbungarn, Siebenbürgen und anderwärts umherstreichenden Hajduckenscharen traten gleichfalls nacheinander unter Bocskays Fahne und eroberten alsbald Raichau nebst einem großen Theile von Oberungarn. Als vollends im nächsten Jahre auch Basta aus dem Lande verjagt war, brachen Bocskays siegreiche Heere in Mähren, Niederösterreich und Steiermark ein, worauf endlich der denkwürdige Wiener Friede den Schrecken des Krieges ein Ende machte.

Für ihre glänzenden kriegerischen Verdienste in dieser Zeit erhob Bocskay die Hajducken in den Adelsstand und verlieh ihnen den größten Theil ihres jetzigen Gebietes,

worüber es in seinem Schenkungsbriefe vom Jahre 1605 heißt: „ . . . also haben wir in Anbetracht der so rühmlichen und für ewige Zeiten denkwürdigen Verdienste beschloffen, insgesammt und einzeln unsere Hajduckenkrieger, als die Wiedereroberer unserer alten Freiheiten, um das Andenken ihrer für die Freiheit des Vaterlandes bestandenen schweren Kämpfe und unserer Dankbarkeit gegen sie auch für die späteren Nachkommen zu erhalten und damit sie in dem Vaterlande, für das sie gestritten, Ansehen und Freiheit gewinnen möchten, mit allgemeiner Zustimmung der Landstände sie alle insgesammt und öffentlich, insonderheit aber durch diesen unseren Brief, unsere unter der Hauptmannschaft des edlen Andreas Esomaközi (und noch zwölf anderer Hauptleute) tapfer kämpfenden Hajduckenkrieger in die Reihe der Edlen aufzunehmen. Damit aber unsere erwähnten Krieger sich nicht zerstreuen, sondern an einem bestimmten ständigen Sitze wohnen möchten, haben wir unsere Stadt Kálló, unsere Puszten-Dominien Kánás, Dorog, Barjas, unsere Theil-Besitzungen Hadházi, Vámos-Pérecs, Sima und Vid, so auch alle unsere königlichen Rechte, unseren erwähnten 9.254 Kriegern und deren Nachkommen beiderlei Geschlechtes unter dem Beding verliehen, daß sie sich uns, Ungarn und Siebenbürgen eidlich verpflichten und, mit Waffen und Kriegsmaterial wohl ausgerüstet, auf unseren und unserer Nachkommen Befehl bei jedem Kriegszuge anwesend zu sein und dem Vaterlande treu zu dienen verhalten seien.“ Im nächsten Jahre erhob Bocskay auf gleiche Weise das unter Peter Fekete und sieben anderen Hauptleuten stehende berittene Hajduckenheer in den Adelsstand und schenkte demselben Szoboszló.

Durch diese Schenkungen gelangten die Hajducken, die bis dahin ohne festen Herd ein Abenteuerleben geführt hatten, in den Besitz eines ständigen Wohnortes, der eine zeitlang eine Art Militärgrenze zwischen Ungarn und Siebenbürgen bildete und zum Theil hierher, zum Theil dorthin gehörte. Aus diesen Niederlassungen bildete sich sodann unter mehrfachem Austausch der freie Hajducken-District, im Jahre 1876 aber unter der nöthigen Abrundung das heutige Hajducken-Comitat.

Nach dem Tode Bocskays machten die Hajducken die Erfahrung, daß die Rechte der Nation, die Glaubensfreiheit und ihre eigenen besonderen Privilegien gefährdet waren, empört griffen sie also zu den Waffen und bezogen unter ihrem Hauptmann Andreas Nagy, an die 16.000 stark, bei Szikszó ein Lager, in der Absicht, einen nationalen König auf den Thron zu erheben. König Rudolf that Alles, um sie zu beschwichtigen, aber vergebens, und daß diese Krisis schließlich doch ohne ernstere Folgen vorüberging, ist dem Umstande zuzuschreiben, daß Valentin Homonnay, in dem die Hajducken die Idee eines nationalen und calvinistischen Königs verkörpert sahen und den „Gott ihnen auch schon als Spiegel vorgewiesen“, nicht nur entschieden zurücktrat, sondern selber energisch im Sinne der Wiederherstellung des Friedens wirkte, worauf denn die Hajducken nach lang-

wierigen Unterhandlungen, murrend und unmutig zwar, theils in ihre Sitze zurückzogen, theils Sold nahmen, während einzelne ihrer Abtheilungen fortfuhren, bewaffnet umherzuzugreifen. Die Hajduken behielten, auch nachdem sie sesshaft geworden, ihre militärische Organisation, so daß der „Kapitän“ das Haupt sogar der Civilverwaltung war. Im Frieden schlossen sie sich keinem Herrscher fest und dauernd an, im Kriege aber standen sie meistens unter den Fahnen der Fürsten von Siebenbürgen.

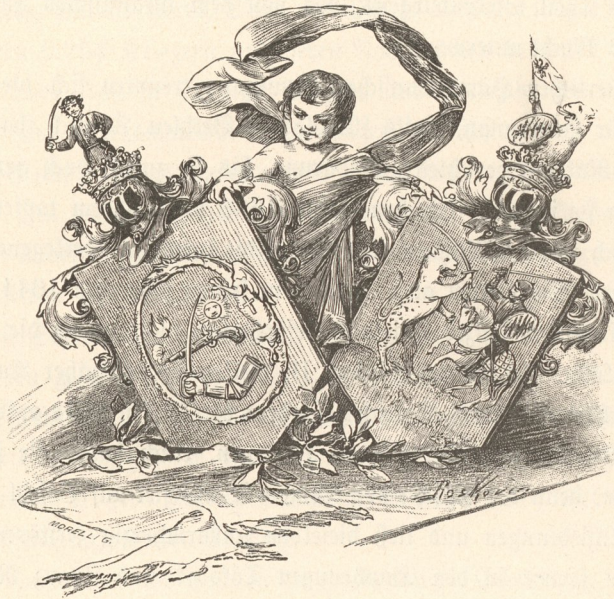
So bei der Wahl Gabriel Balthors, wo sie die Furchtbarkeit ihrer Macht besonders bewiesen und es offenbar wurde, daß ohne ihre Hilfe überhaupt kein siebenbürgischer Fürst auf dauernde Herrschaft rechnen könne. Nach Homonnays Tode standen sie nämlich zu Balthory, der ihnen unter Anderem gelobte, „die wahre calvinistische Religion aufrecht zu erhalten“. Als sie aber ihre Erwartung nicht erfüllt sahen, wurden sie wieder aufrührerisch, bis sie, durch neue Versprechungen gewonnen, abermals ins Lager gingen und in kurzer Zeit einen großen Theil Siebenbürgens, das von dem tyrannischen Fürsten abgefallen war, wieder seiner Macht unterwarfen.

In der neuerlichen Homonnay'schen Bewegung trennten sich die Hajduken und kämpften theils für Homonnay, theils für Gabriel Bethlen. Ähnlich thaten sie später in der gegen Georg Rákóczy gerichteten Empörung, bis sie zuletzt doch ganz auf Rákóczy's Seite traten, dem sie in dem kritischen Jahre 1636 unter ihrem tapferen Hauptmann Jakob Györy durch ihren tollkühnen Angriff auf die furchtbar überlegene türkische Macht den Thron retteten. Sie hielten auch zu ihm in seinen Kämpfen 1344 bis 1645, und die Errungenschaften des Linzer Friedens beförderten nicht wenig die Festigung ihrer privilegierten Stellung. An Georg Rákóczy II. hielten sie mit zäher Ausdauer fest und blieben ihm unerschütterlich treu, obgleich besonders die Türken Alles aufboten, um sie für die Partei des Gegenfürsten Barcsay zu gewinnen. Auch hatten sie für ihre Standhaftigkeit zu leiden, denn der Pascha von Temesvár überfiel auf Befehl des Großveziers ihre wehrlosen Ansiedlungen und ließ dieselben unbarmherzig zerstören. Eine wichtige Rolle spielten sie ferner in den Empörungen Tökölys und Fran, Rákóczy's, wo sie den Kern und die Kraft des Kuruzenthums bildeten. Bei der Belagerung Ofens 1686 kämpften starke Hajdukencharen mit außerordentlicher Tapferkeit und thaten sich bei den mörderischen Stürmen durch unerschütterlichen Muth hervor. Auch waren sie die Ersten, die unter furchtbarem Blutvergießen in die Hauptstraße der Festung eindrangen und dadurch den Muth der bereits weichenden Deutschen neu belebten.

Ihre nächsten hervorragenden Verdienste erwarben sie sich bei der Befreiung der magyarischen Theißgegend vom Türkenjoch und auch die Consolidirung der Macht Leopolds wurde am günstigsten dadurch beeinflusst, daß sie zum größten Theil, sammt den Kuruzen, seine Partei ergriffen.

Unter den vielen Kriegen und Widerwärtigkeiten verringerte sich indeß die Zahl der Hajducken bedeutend, was, nebst der Macht der geänderten Verhältnisse, zur Folge hatte, daß ihre militärische und politische Wichtigkeit nach und nach abnahm, bis endlich das Gesetz vom Jahre 1876, das die Comitate regelte, auch die letzten Reste ihrer Privilegien aufhob. So verschmolzen sie gänzlich mit dem Körper der Nation und die Sondergeschichte dieses einst so gefürchteten und rauhen Kriegervolkes war zu Ende.

Im heutigen Hajduckenlande zeigt sich keine Spur mehr von der Wildheit der Vorfahren; ein stilles, gutmüthiges, anständiges und arbeitames Völkchen ist da zu Hause und hantirt ebenso eifrig mit Hacke und Sense wie einst seine furchtbaren Väter mit der Mordwaffe.



Das hajduckische Wappen.